



Marienedigt

Die Menschwerdung Gottes: Ohne Maria hätte es keine Geburt Christi gegeben – Der Sinn für das Frauliche ist in einer Männerwelt verlorengegangen – Gott gegenüber muß sich jeder Mensch verhalten wie Maria: Mir geschehe nach deinem Wort – Die Kirche muß, wie Maria, für das Wort Gottes empfänglich sein – Ist eine Besinnung auf Maria für die ökumenische Annäherung notwendig ein Hindernis?

Wir kommentieren

den Stand der schweizerischen Entwicklungshilfe: «Konferenz für technische Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern» in Bern – Gibt es eine «schweizerische Methode» der Entwicklungshilfe? – Stipendiaten sollen in ihrem eigenen Land ausgebildet werden – Das Suchen nach der je bessern Entwicklungshilfe – Kon-

zentration oder Streuung der Hilfsmaßnahmen? – Man darf sich nicht im vornherein stur festlegen, sondern muß flexibel bleiben.

Dürrenmatts «Meteor»: Gegenstand heftiger Diskussionen – Alle sterben, nur einer nicht – Gewollte Munterkeit und moralisierende Geschäftigkeit – Der Mensch, der den Glauben an die Mitmenschen verloren hat – Eine ernste Frage an uns Christen.

Länderbericht

Soziologie des amerikanischen Katholizismus: Ein städtisches Phänomen – «Wir sind ein religiöses Volk» – Praktisches Christentum – Johannes XXIII. und John F. Kennedy markieren einen Wendepunkt – Nur der Papst kann es mit Johnson aufnehmen – Ein Katholik ist kein Roboter – Gegenwärtige Spannungen bergen grosse Chancen für die Zukunft – Unterschiedliches Verhalten der Katholiken in der

Rassenfrage – Gewaltige Wohnprobleme in den Städten des Nordens – Die Priesterseminarien befinden sich auf dem Land – Die Kirche in den USA hat die Arbeiterklasse nie verloren – «Im Zweifel bauen!» – Die Katholiken müssen sich auf die Aufgaben besinnen, die ihnen heute zukommen.

Russische Literatur

Alexander Solshenizyn (2): Die «neue Sprache» der spätern Werke: Polemik und Aggressivität – Die Gestalt Matronas ist nicht im Sinn der Parteilinie – Verzweifelt an der Möglichkeit, den kleinen Stalins beizukommen – «Mitangeklagt» im Schriftstellerprozeß vom Februar.

Bücher

Schneider: Verpflichtung und Liebe: Große Gestalten der europäischen Geistesgeschichte – Schneider zeigt ihre Sendung und ihre Tragik auf.

Die Rolle Mariens im Heilsgeschehen

Der folgende Beitrag ist die Übersetzung einer Predigt, die Rev. Charles B. Hanna, ein amerikanischer Presbyterianer und Pfarrer der International Protestant Church of Zurich, im vergangenen Advent gehalten hat.

Die Redaktion

Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß es ohne Maria keine Geburt Christi gegeben hätte. Die Feststellung mag atemberaubend sein, sie ist trotzdem wahr: ohne Maria gäbe es keine christliche Religion, keine Menschwerdung, keinen Gott-mit-uns. So ist es nicht fehl am Platz, daß wir uns über die Stellung Mariens in unserm Glauben und unserm Leben einige Gedanken machen. Maria war eine Frau. Ihr «Mir geschehe nach deinem Wort» birgt alle frauliche Anmut in sich. Diese einfache Tatsache möchte uns vielleicht auf etwas hinweisen, was wir nur zu leicht übersehen: die Bedeutung des Fraulichen in unserm Glauben und in unserm Leben. Indem wir nämlich sagen, daß Maria für die Geburt Christi und das Christentum absolut notwendig war, behaupten wir im tiefsten, daß das Frauliche grundlegend ist für das Verständnis der Menschwerdung wie des Christentums überhaupt.

Ist es nicht überraschend, eine solche Betonung des Fraulichen im Herzen einer Religion zu finden, in der Gott so sehr männliche Züge trägt? Ist es nicht verwunderlich, daß dem Fraulichen schon vor bald zweitausend Jahren eine so grundlegende Bedeutung beigemessen wurde? Was ist in der Zwischenzeit damit geschehen? Es scheint verlorengegangen zu sein, verloren in einer Männerwelt, könnte man sagen. Tausende von Jahren hatte man die Frau als dem Mann unterlegen

angesehen. Erst in neuerer Zeit hat sie die Gleichberechtigung mit dem Mann erlangt, und schon fürchten manche, sie sei dabei in Gefahr, einige ihrer fraulichen Anlagen zu verlieren. Die Frau ist dem Mann ebenbürtig, sagt man, und man kann solche Worte leicht verstehen, nachdem man jahrhundertlang das Gegenteil angenommen hatte. Aber es ist einfach nicht wahr, daß die Frau dem Mann gleich ist. In ihrem eigenen Bereich ist sie weit besser als der Mann. Durch einfache Gleichmacherei verwischen wir die Unterschiede. Und doch sind die Unterschiede wichtig, auch vor Gott – er hat sie ja geschaffen. Und auch in der Religion selber liegt ein tiefer Grund für diese Unterschiede.

Urbild der menschlichen Beziehung zu Gott

Wenn wir die Rolle Mariens hervorheben, so geht es uns selbstverständlich nicht darum, einfach die Frau in den Himmel zu erheben. Es ist wesentlich, daß Mann und Frau gleicherweise die ausgesprochen fraulichen Haltungen, die unser christlicher Glaube fordert, sehen und schätzen. Mit andern Worten: wir können keine Geburt Gottes in uns erwarten, wenn wir nicht Gott gegenüber uns fraulich verhalten, wenn wir nicht wie Maria sagen: «Mir geschehe nach deinem Wort.» Unsere männlichen Anlagen für wissenschaftliche Analyse, für Scharfsinn und Logik haben alle ihre Bedeutung, aber sie sind nicht alles. In einem Menschen, der nur Analyse und scharfe Unterscheidung kennt, kann Gott nicht geboren werden. Soll aber Gott trotz all dem in uns geboren werden, so braucht es noch eine andere Haltung, die imstande ist, ein Ganzes zu schaffen und die auseinandergelegten und geprüften Einzelteile zu einem Ganzen zusammenzufügen. Und das

ist frauliche Eigenart. Ohne sie werden wir in unserer Zeit den Weg zu Gott zurück nicht finden.

Maria wird so das Urbild des Menschen in seiner Beziehung zu Gott. Die Geschichte der Geburt Christi ist das Modell für die ganze Menschheit. Wie der Sohn Gottes aus Maria geboren wurde, so soll Gott im menschlichen Leben geboren werden, auch in unserm Leben. Wir aber sollen vor Gott wie Maria werden, ohne Rücksicht auf unser Wissen und unsere scharfsinnigen Überlegungen, denn das sind einseitige Dinge. Unsere heutige Welt braucht nicht nur diese Tugenden (die eher männliche sind), sie braucht auch das ruhige, aufnahmebereite Warten auf Gott, das ausgesprochen fraulich ist. Unsere Welt, die sich selbst zergliedert, ohne auf die Bedeutung des Ganzen zu achten, muß für den Geist Gottes wie Maria werden, damit wir all die zerstreuten Teile in das eine Ganze zurückholen können. In unserem Verhalten zur Natur und zur Umwelt nehmen wir mit Recht den männlichen Standpunkt ein. Wir analysieren, trennen, zerlegen in Einzelteile. In bezug auf die Welt ist das für den Mann wie für die Frau notwendig. Gegenüber Gott aber brauchen wir genau die entgegengesetzte Haltung: die frauliche. Da müssen wir zart, empfänglich und erwartungsvoll werden gegenüber dem Herrn, der uns erschaffen hat und der uns seinen Geist einhauchen möchte.

Urbild der Kirche

Wenn Maria das Urbild der Menschheit in ihrer Beziehung zu Gott darstellt, so ist sie um so mehr das Urbild der Kirche, jenes Teils der Menschheit, der auf die Einladung Gottes geantwortet hat. Ist sie nicht die Personifizierung der Kirche, die in der Geheimen Offenbarung als Braut Christi bezeichnet wird? Will die Kirche sich selber treu bleiben, so darf sie ihr frauliches Wesen weder abschwächen noch vernachlässigen. Sie muß jungfräulich sein für Gott, einzig auf sein Wort und seinen Geist ausgerichtet. «Mir geschehe nach deinem Wort» ist nicht nur ihre anfängliche Antwort auf Gottes Wort und Geist, es ist beständig ihre Antwort. Sie ist aus ihrem Wesen heraus ihrem Herrn verlobt. Die Kirche ist, richtig verstanden, die ewige Braut Christi. Vergißt sie das, so verhärtet sich ihr Leben und Denken, verliert sie ihre Empfänglichkeit gegenüber ihrem Herrn, wird sie dogmatisch und doktrinär, anstatt von Gnade und Liebe erfüllt. Das Bild von Maria bei der Verkündigung ist die bildliche Darstellung der Kirche in ihrer ewigen Antwort auf das Wort Gottes – nicht das Wort, das der Prediger ausspricht, sondern das Wort von Gottes Wahrheit (das durch die Predigt ausgesprochen wird, durch Schrift und durch Hymnen). Die wahre Kirche wartet immerfort als eine Braut auf ihren Herrn, um zu hören, was er sagt, und nimmt diese Wahrheiten, die in je neuen Bedeutungen auf uns zukommen, in ihr Herz auf.

Die Worte, die Gott zu uns spricht, sind befruchtende Worte. Wenn die Kirche, seine Braut, sie richtig aufnimmt, sind sie die Quelle neuen Lebens, das dank der Empfänglichkeit der Kirche für das befruchtende Wort geboren wird. Wie könnte uns das freimachen vom unfruchtbaren Wort, das noch und noch im gleichen Tonfall wiederholt wird, so dass niemand mehr zuhört! Das befruchtende Wort, liebevoll von der Kirche empfangen, ist nie unfruchtbar. Es ist immer neu, und trotzdem trägt es stets die Signatur seines Urhebers. Das heilige Kind, das Maria geboren wurde, ist das Urbild des neuen Lebens, das in die Menschheit hinein geboren wird, wenn die Kirche sich Gott gegenüber fraulich verhält und in ihrem Schoß das neue und heilige Leben gebiert, das die Welt umgestalten soll.

Maria und die Ökumene

In dieser symbolischen Betrachtungsweise kommt Maria eine sehr hohe Stellung zu, denn sie ist das Modell unserer menschlichen Antwort an Gott. Ich wundere mich nicht, daß in ver-

gangenen Zeiten die Begeisterung und die Verehrung für sie keine Grenze kannten. Die Menschen früherer Zeiten sahen in ihr die Gottesverehrung verwirklicht, deren sie sich selbst unfähig fühlten. Und da sie selber sie nicht vollziehen konnten, ehrten sie Maria um so mehr. In unsern Tagen ökumenischer Annäherung ist es bezeichnend, daß die Person Mariens eine der Hauptquellen der Trennung zwischen Protestanten und Römisch-Katholischen und Orthodoxen ist. Im allgemeinen sehen wir mühelos die Übertreibungen bei unsern Brüdern und Schwestern der ältern Glaubensbekenntnisse. Aber sehen wir auch die Gefahren, die daraus entstehen können, daß wir gewisse Elemente unseres Glaubens vernachlässigen, die durch Maria dargestellt werden? Ist es möglich, daß die künftige ökumenische Annäherung (besonders nach dem Ende des Konzils) eine Reinigung der katholischen Frömmigkeit und Lehre über Maria zustande bringen, aber gleichzeitig auch den Protestanten die Augen öffnen wird für Einsichten, für die sie in ihrer ablehnenden Haltung gegenüber den ältern Glaubensbekenntnissen blind geworden sind?

In unserer protestantischen Sichtweise haben wir gerne angenommen, daß wir alles für den Glauben und das Heil Notwendige besitzen, wenn wir die reine Lehre, das heißt die reine, unverfälschte Wahrheit des Neuen Testaments haben. Dabei übersehen wir aber oft die Gefahr eines barschen und lieblosen Bestehens auf der reinen Lehre, das alles andere als ein Zeugnis für unverfälschtes Christentum ist, ja, das sogar eine Verleugnung des echten Christentums werden kann. Das zeigt uns, wie wir der geheiligten Wahrheit gleichzeitig sehr nahe und sehr fern sein können. Die Haltung, die uns in solchen Umständen hilft, ist nicht das Bestehen auf immer größerer Verfeinerung der bloß korrekten Lehre – mit andern Worten männliche Unterscheidung und Logik –, sondern die sanftere und freundlichere Annahme jener Dinge, die man annehmen kann, und das Beiseitelassen jener Dinge, die nach unserer Einsicht nicht ganz in Ordnung sind. Die frauliche Gnade Mariens also kann uns helfen, in Fragen der Lehre und der Rechtgläubigkeit bittere und kleinliche Kritik zu vermeiden, die den Leib Christi so leicht in Mitleidenschaft zieht und spaltet.

Wir Protestanten brauchen Maria. Wir brauchen den ausgleichenden Einfluß ihres Wesens. Wir haben den Logos, das Wort. Das ist unsere protestantische Besonderheit, und wir haben uns dabei um immer größere Genauigkeit bemüht. Die Ausbreitung unserer Kirchen im vergangenen Jahrhundert ist dem Wort zu verdanken, sie ist ein Erweis seiner Wirkung auf uns. Aber das Wort ist Fleisch geworden und soll weiterhin Fleisch werden. Das ist nur möglich, wenn wir unsererseits eine ausgesprochen frauliche Antwort geben, wenn wir die unterscheidende Wahrheit in die Harmonie des Ganzen einbringen, wenn wir weniger eine Frage der Annahme oder Ablehnung der Wahrheit daraus machen als eine Frage der Akzentsetzung. Die heilige Wahrheit kommt selbstverständlich zuerst, aber die Art ihrer Annahme folgt dicht darauf. Sie bestimmt, was mit der heiligen Wahrheit geschieht. Und die Art ihrer Annahme ist für uns durch Maria symbolisiert. Ob die Wahrheit fruchtbar wird, das hängt davon ab, daß wir die Haltung Mariens annehmen, die gesagt hat: «Mir geschehe nach deinem Wort.»

Gedanken über Maria zur Geburt Christi – seltsame Gedanken! Und doch fragt man sich, ob sie uns nicht einiges in Erinnerung rufen, was wir in unserm Glauben und unserer Sichtweise vernachlässigt haben. Denken wir nochmals daran, daß es ohne Maria keine Geburt Christi gegeben hätte. Ohne sie hätte es kein Christentum gegeben, keinen Gott-mit-uns. So war es am Anfang. Und ist es nicht noch heute so, daß es ohne diese ausgesprochen fraulichen Eigenschaften, die für uns durch Maria symbolisiert sind, keine Geburt Christi, kein Christentum und keinen Gott-mit-uns geben kann? Amen.

Entwicklungshilfe — von Bern aus gesehen

Der vom schweizerischen Parlament Ende 1964 bewilligte Kredit von 90 Millionen Franken für die Entwicklungshilfe läuft Mitte nächsten Jahres ab. Der Dienst für technische Zusammenarbeit in Bern steht also vor der Aufgabe, zu Handen des Bundesrates den Entwurf einer neuen Botschaft an die Räte vorzubereiten. Darin wird er über die Verwendung des Kredites Auskunft geben müssen. Zugleich werden neue, und wie wir hoffen, größere Beträge für den sozialen Ausgleich zwischen den Völkern angefordert werden.

Um sich in einem solchen Zeitpunkt über die Stimmung bei den interessierten Institutionen und Organisationen Rechenschaft geben zu können, ihre Kritiken entgegenzunehmen und Vorschläge zu überprüfen, rief Botschafter Dr. A. Lindt, der Leiter des Dienstes für technische Zusammenarbeit, auf Ende März in Bern die «Konferenz für technische Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern» zusammen. Am Vormittag diskutierten die rund 150 Teilnehmer in vier Gruppen aktuelle Fragen. Das Ergebnis wurde am Nachmittag vor dem Konferenzplenum zusammengefaßt und kommentiert. Während sich im Volk die Kritik an der Entwicklungshilfe als solcher mehr und Ermüdungserscheinungen in der Spendefreudigkeit auftreten sollen, glaubten Bundesrat Spühler und Prof. Dr. Gutersohn (Präsident der Kommission für technische Zusammenarbeit) mit dem Erreichten im Ganzen zufrieden sein zu können. Mit Billigung der Konferenz durften sie feststellen: «Wir sind auf dem rechten Weg», nämlich einem typisch schweizerischen Weg. Was mag man darunter etwa verstehen?

Die drei Pfeiler der schweizerischen Entwicklungshilfe

Bundesrat Spühler sprach von den drei Pfeilern, also von der Struktur unserer Entwicklungshilfe.

Sie stützt sich auf die Privatwirtschaft, die mit ihren Investitionen als wichtiger, aber nicht ausschließlicher Träger eine bedeutsame Rolle spielt. (Puristen und Moralisten – meint der Schreibende – lassen die Tätigkeit unserer Wirtschaft in Übersee manchmal nicht gerne als Entwicklungshilfe gelten, da sie ein Gewinnstreben einschließe. Tatsächlich gibt es aber nicht seltene Fälle, daß Industrieunternehmungen bedeutende Entwicklungseffekte erzielen.)

Der zweite Träger sind die «privaten gemeinnützigen Organisationen», zu denen auch die Missionsgesellschaften gerechnet werden. Bundesrat Spühler sagte wörtlich: «Sie genießen volle Unterstützung und Förderung durch den Bund.» Denn ihre Hilfsmaßnahmen ruhten zum bedeutenden Teil auf freiwilligen Spenden und hätten deshalb einen hohen menschlichen Wert. Als Zeichen dieser positiven Einstellung wurde an der Tagung bekanntgegeben, daß der Bundesrat am 11. März die Richtlinien genehmigt hat, nach denen auch die Freiwilligen der privaten Organisationen, also etwa die Laienhelfer in den Missionen, vom Bund mit einem Betrag von 3000 Franken pro Jahr unterstützt werden können.

Schließlich ist der Bund selbst durch seinen Dienst für technische Zusammenarbeit zum Träger bedeutender Projekte geworden, die vor allem dort eingeleitet werden, wo die anderen beiden Träger nicht zuständig erscheinen oder nicht über die nötigen Mittel verfügen.

Der Schweizer Weg

Prof. Gutersohn, der das Wort von der «schweizerischen Methode» prägte, behandelte die verschiedenen Sachgebiete und suchte durch eine Analyse der Erfahrungen einige typische Tendenzen herauszuarbeiten:

Im Stipendienwesen ist man ganz allgemein zu einer Erfahrung gekommen, die sich endlich auch kirchliche Kreise zu eigen machen dürften. Man sucht die Stipendiaten wenn immer möglich im eigenen Land auszubilden. Nur für spezielle Studien ist ein nicht zu langer Aufenthalt in Europa wünschenswert.

Von den Experten, die in die Entwicklungsländer geschickt wurden, sind allzu viele dort ohne Resonanz geblieben. Man

sucht sie jetzt «teamweise» einzusetzen, so daß sich ihre Arbeiten gegenseitig ergänzen.

Den kirchlichen Hilfswerken und Missionen gegenüber, so sagte Prof. Gutersohn, habe der Bund seine frühere Reserviertheit aufgegeben und eine enge Zusammenarbeit eingeleitet, «eine Entwicklung, die wir begrüßen» und die sich als fruchtbar erweise.

Der Bund selbst strebe in seinen Maßnahmen eine größere Konzentration an.

So sind – nach einem ergänzenden Bericht – von rund 100 Entwicklungsländern früher etwa 80 in den Statistiken des Dienstes für technische Zusammenarbeit zu finden gewesen, davon viele mit Kleinbeiträgen (meist für Stipendien). Heute sind es nur mehr 46. Schwerpunkte haben sich gebildet in Indien mit 9 Millionen Franken, Ruanda mit 5,6 Millionen sowie Nepal, Kamerun und Peru (Andengebiet). Die Beschränkung in geographischer Hinsicht gestattet eine bessere Erfolgsermittlung, welche ihrerseits hilft, die weitere Tätigkeit auf sicherer Erfahrungsgrundlage aufzubauen und die vor allem wichtig erscheint, um das Volk mit der Meldung sichtbarer Ergebnisse vom guten Gebrauch und Nutzen der Entwicklungsgelder zu überzeugen.

Die Rückbesinnung auf die schweizerische Eigenart und unsere Möglichkeiten führt nach Prof. Gutersohn schließlich zum Satz: «Wir müssen uns dort einsetzen, wo wir Überdurchschnittliches leisten können.» Der typische «schweizerische Weg» wäre demnach von einem Streben nach solider Arbeit, sparsamer Verwendung der Steuergelder, nach Ausschaltung möglichst vieler Risiken, loyaler Zusammenarbeit der verschiedenen Trägergruppen und nach echter Verantwortung vor unseren Partnern gekennzeichnet. Das ist eine sehr gesunde, gut bürgerliche und vielleicht doch ein bißchen allzu geschäftstüchtige Art, Entwicklungshilfe zu treiben. Glücklicherweise hält sie der vielgestaltigen Wirklichkeit nicht immer stand!

Konzentration oder Streuung?

Es ließ sich aus dem die Diskussion einleitenden Referat eines Chefbeamten des Dienstes und aus mehreren Voten bald herausspüren, daß fast dogmatisch feststand, eine Konzentration der Hilfsmaßnahmen auf bestimmte Gebiete sei von vornherein besser. Freilich stand weniger klar fest, worauf man sich konzentrieren sollte. Da die richtige Antwort auf diese Frage für die Zusammenarbeit des Bundes mit den privaten Organisationen, die Missionsgesellschaften eingeschlossen, so wichtig ist, lohnt es sich, darüber nachzudenken und den Ausgang der Diskussion zu notieren.

«Konzentration» oder «Streuung» sind keine Ziele in sich. Sie sind Mittel, um ans gewünschte Ziel zu gelangen. Sie sind schlecht, gut oder besser, nur insofern sie kaum, gut oder besser zum Ziele führen. Der Dienst für technische Zusammenarbeit hat offenbar den Zweck, die beste oder richtiger die je bessere Entwicklungshilfe zu realisieren.

Je bessere – sagen wir – weil sie als politisches Geschehen (der Dienst untersteht ja auch unserem Politischen Departement) die «Kunst des Möglichen» anstreben muß. Entwicklungshilfe ist in den konkreten Verhältnissen so kompliziert, von Fall zu Fall neu zu durchdenken und von so vielen Faktoren materieller, personeller, politischer, selbst religiöser Natur abhängig, daß es eine Utopie wäre, die absolut beste Weise anstreben zu wollen. Man käme nicht dazu, auch nur einen Franken auszugeben. Zwar strebt der ordnende Geist und ein guter Organisator nach allgemein gültigen Richtlinien, nach Prioritäten, nach Auswahl und infolgedessen nach Konzentration, damit durch sie die einzelnen Projekte sich gegenseitig befruchten und fördern können, aber der gleiche intelligente Organisator wird diese theoretischen Überlegungen immer an den gegebenen Verhältnissen messen. Herrschen beispielsweise ungünstige politische Verhältnisse oder ist kompetentes Personal nicht aufzutreiben, welches das Unternehmen realisieren kann, so wird er darauf verzichten und

besser anderswo mit gutem Personal ein anderes Projekt realisieren, selbst wenn dieses isoliert erscheint. Wie kann er übrigens wissen, ob nicht aus ihm in einigen Jahren ein sehr fruchtbarer Ansatzpunkt entsteht?

Verschiedene Arten der Konzentration

Die geographische Konzentration dient in vielen Fällen den Interessen der Organisation: Sie erleichtert die Übersicht, die Bearbeitung, die Kontrolle, führt vielleicht zu schnelleren Sicht-Erfolgen und besserer Publizität (alles legitime Vorteile), nur ist nicht gesagt, daß damit dem wahren Interesse der Entwicklungsländer gedient ist, und noch weniger, ob sie nicht unterdessen zur Abweisung noch fruchtbarer Maßnahmen geführt hat.

In der Diskussion wurde deshalb mit Recht darauf hingewiesen, daß man sich eine Konzentration auf bestimmte Sachgebiete denken könnte, wo wir Schweizer uns auf besondere Erfahrungen stützen können, etwa in der Alp- und Forstwirtschaft, der Uhrenindustrie und Feinmechanik, dem Fremdenverkehr und ähnlichem. Da wir mit unseren Hilfsmaßnahmen nirgendwo allein sind, könnten wir dort ohne Zweifel einen besonderen Beitrag leisten.

Ebenso gut ließe sich aber auch die Regel aufstellen, sich auf solche Projekte zu konzentrieren, bei denen nachgewiesenermaßen gute personelle Voraussetzungen vorhanden seien, etwa alteingeführte schweizerische Firmen, Kolonien von Auslandschweizern oder ganz einfach schweizerische Missionskräfte. Auch dies sind gesunde Überlegungen.

Das Ergebnis der Tagung war denn in dieser Hinsicht die Erkenntnis, daß es sich um eine Ermessensfrage handle, ob und wie und wo man eine Konzentration anstreben solle. Entscheidend sei das jeweilige Ergebnis. Der Dienst für technische Zusammenarbeit wird sich also vor einer starren Regel hüten und wie bisher flexibel bleiben. Seine Hilfe soll dort wirksam werden, wo nach Abschätzung aller Faktoren «Überdurchschnittliches» geleistet werden kann.

Diese Entscheidung ist für unsere schweizerischen Missionskräfte von eminenter Bedeutung. Eine straffe geographische Konzentration hätte in unseren Reihen zwei Klassen geschaffen. Einige wenige hätten aufgrund ihres Standortes unterstützt werden können, die meisten wären dagegen leer ausgegangen. Das gleiche wäre allen anderen privaten Institutionen widerfahren, die aus irgendwelchen historischen Gründen einem bestimmten Land verhaftet sind. Der Bund mag seine eigenen Entwicklungsprojekte, bei denen er Land, Leute und Einsatzort noch frei wählen kann, aufgrund obiger Erwägungen vernünftigerweise zu konzentrieren versuchen. Aber wenn es ihm mit der Zusammenarbeit mit den Missionaren, wie alle drei prominenten Sprecher betonten, wirklich ernst ist, dann muß er deren Entwicklungsarbeit dort fördern, wo sie aufgrund ihrer Sendung sind, und nicht dort, wo ein Wunschdenken sie gerne hätte. Wir sind froh, daß die Konferenz von Bern die bisherige Praxis bekräftigt hat.

Felix A. Plattner

Der Meteor

Seit dem 20. Januar läuft im Schauspielhaus Zürich ‚Der Meteor‘, eine Komödie des Schweizer Schriftstellers Friedrich Dürrenmatt, und fordert seither zur Diskussion heraus. In Deutschland, wo das Stück ebenfalls auf einigen Bühnen gespielt wird, provoziert die Geschichte vom Mann, der nicht sterben kann, ebenso Ablehnung wie begeistertes Lob.

Die Skala der Urteile reicht von überschwenglicher Anerkennung bis zum erregten persönlichen Vorwurf an die Adresse des Autors. «Unter seinen Inventionen der Garstigkeit ist diese die eingängigste und garstigste zugleich, unter seinen Stücken allen das attraktiv widerwärtigste, lustigste und beste» (‚Die Welt‘, Hamburg). «Diese Komödie des Sterbens ist ein Feuerwerk des Lebens» (Frankfurter Allgemeine Zeitung). PD Profes-

sor Dr. Fehr, Germanist an der Universität Zürich, bekannte auf der öffentlichen Diskussion im Kunsthaussaal, seit es Friedrich Dürrenmatt gebe, sei es eine Freude, über schweizerische Literatur zu lesen, Dürrenmatt habe der deutschen Komödie ein ungeheures Format gegeben. Demgegenüber stellte Dr. Hilty eine Verarmung der dramaturgischen und sprachlichen Mittel fest, einen äußerlich theatralischen Kalkül, äußere Munterkeit ohne inneren Ernst. Und der Fraumünsterpfarrer Dr. Peter Vogelsanger: «Das Stück vertritt die Negation des christlichen Auferstehungsglaubens.» Theaterkritiker Erich Maria Landau bezweifelt, daß es im Meteor überhaupt um die Auferstehung geht; das Stück halte einer theologischen Prüfung nicht stand.

Ist angesichts dieser widersprechenden Meinungen ein Urteil überhaupt möglich? Oder beabsichtigte der Autor lediglich, das Publikum an der Nase herumzuführen, wie mancher hilflos-selbstsicher zu wissen glaubt?

«Ich möchte hier sterben...»

«Die Idee des Stückes ist die Geschichte eines Mannes, der aufersteht und seine Auferstehung nicht glaubt», erklärt Dürrenmatt in einem der zwanzig Punkte zu seinem jüngsten Bühnenwerk. Dieser Mann heißt Schwitter, besitzt den Nobelpreis und kommt frisch verstorben aus der Klinik in Nyffenschwanders Maleratelier, um dort endgültig aus dem Leben zu scheiden. Sterben ist für ihn noch «toll, einfach großartig». Während seiner Hinscheidensversuche zwischen Kerzenstöcken – «ein wenig Feierlichkeit gehört nun einmal dazu» – stirbt nicht er, sondern der erste Besucher, Pfarrer Lutz, «wirblig vor Freude», weil «der Hort des Unglaubens durch Schwitters Auferstehung erzitterte», und getröstet, denn «er hat die Herrlichkeit des Herrn gesehen». Sodann werden die weiteren Gäste – der Unternehmer Muheim, Schwitters dritte Frau Olga und Jochen, der Sohn aus einer früheren Ehe – auf ihren physischen oder moralischen Tod hin präpariert, und der Nobelpreisträger befiehlt des Kunstmalers Frau Auguste zu sich ins Bett, um in vitaler Manier den ersten Theaterakt auf dem Sterbebett zu beschließen.

Beim erneuten Heben des Vorhangs liegt Schwitters sterbliche Hülle unter einem Berg von Totenkränzen, umgeben von trauernden Freunden, die das Ende der hohl-geistreichen Ansprache eines Kritikers abwarten. Noch ein Intermezzo zwischen dem Malerehepaar, und der Tote richtet sich, üppige Kränze durchstoßend, wieder einmal auf, nimmt die Kinnbinde ab und befiehlt dem empört-verdutzten Nyffenschwander, das Bett in die gegenüberliegende Ecke zu transportieren, weil «es falsch stand» und somit das Sterben verhinderte. Hierauf befördert der große Muheim, um die Genugtuung gebracht, an Schwitters Totenbett einer höheren Gerechtigkeit zu frönen, den Kunstmaler in die Ewigkeit, beziehungsweise die Treppe hinunter. Erledigt durch die Phantastereien des Nobelpreisträgers und schuldig des Mordes, findet der Großunternehmer sein kleines Ende bei der Polizei. Ferner gesteht Professor Schlatter, Schwitters behandelnder Arzt, seinen beruflich-moralischen Ruin: von Gott veräppelt, kann ihn die Wissenschaft nur verlachen. Nun hat nur noch die Abortfrau Nomsen – sie verkaufte in ihrem früheren Leben Sex für Geld, und der Schriftsteller fühlt sich ihrem Metier noch am ehesten verwandt – die Chance, den Tod vor aller Augen zu schaffen. Somit wird die Bahn frei für das Ende der Komödie und den hereinstürmenden Heilsarmeemajor Friedli mit Armisten. Zu Posaune und Klampfe ertönt «Gib, daß auch am Jüngsten Tage wieder unser Leib ersteh’», während Schwitter nervös protestierend seinen Schlußsatz anbringt: «Wann krepriere ich denn endlich!»

«Mein Sterben ist eine öffentliche Angelegenheit...»

Einige Zuschauer lachen befriedigt, wenn der nicht stattfindenwollende Tod auf der Bühne seine Gags hergibt und der Pfarrer samt Heilsarmee mit ihrem Sonntagschristenglauben gegenüber dem vital fluchenden, trinkenden Stehaufmännchen den kürzern ziehen. Christen mit Anstandsgefühl fühlen sich brüskiert vom Jargon, der Hallelujah, Kognak,

Auferstehung, Kleinkinderpopo und Psalmenjodler zu bewußt aneinanderreicht. Andere gehen nach Hause mit dem Gefühl, gutes, ja großes Theater erlebt zu haben, sei es aus Respekt vor dem Namen Dürrenmatt, sei es wegen gelungener Details, oder ob der schauspielerischen Leistung. Am weitesten verbreitet bleibt ein Unbehagen: erschließt sich die Komödie, wenn man nach einigem Nachdenken die Hüllen der Verfremdung durchstoßen hat?

Das Wesen eines Kunstwerkes liegt in der ihm eigentümlichen Spannung zwischen Inhalt und Form; wie wird was gesagt? Diese Spannung vermittelt eine erhöhte, verdichtete Aussage über den Gegenstand, das Ereignis, den Menschen. In jedem echten Fragment der Kunst scheint das Gefüge des Weltganzen auf, denn selbst die Freiheit des Künstlers, die ihm «Künstliches» gestattet, wird sich immer an der Schöpfung messen müssen, die größer ist als geschaffene Freiheit. In den meisten Fällen macht das Kunstwerk die letzten Dinge, Transzendenz unmittelbar sichtbar, zumal wie in unserem Falle, wo es um die Frage des Todes geht. Im Werk kommt der Künstler zu sich – analog dem Sprechenden, der sich verständlich macht –, feststellend, vorausahnend und notwendigerweise Stellung beziehend und deshalb durch sein Zeugnis beeinflussend.

Dürrenmatt sagt vom Theaterstück, es sei die Umwandlung einer Idee ins absolut Spontane. Diese Umsetzung ins Spontane dürfte ihm im Meteor mißlungen sein; die Idee inkarniert sich nicht im organisch Lebendigen. Der Theaterbesucher wird den Eindruck nicht los, daß mühsam und allzu berechnend, holprig und etwas schwerfällig Fleischstücke um den Knochen der Idee gelegt werden, ohne daß diese zu einer lebendigen Einheit zusammenwachsen. Spätestens am Anfang des zweiten Aktes weiß jeder, was gespielt wird: der Mann auf der Bühne wird auch weiterhin unnütze Sterbeversuche unternehmen. Es ist kein fortschreitendes, wachsendes Ereignis, die Handlung läuft statt dessen gemacht und konstruiert dahin; die einzelnen Teile reihen sich zu «linear» aneinander. Idee bleibt Idee, und die gewollte Munterkeit und moralisierende Geschäftigkeit erzeugen kein Leben. Tod folgt auf Tod, beziehungsweise Nicht-sterben-Können auf Nicht-sterben-Können, unterbrochen von Monologen, die längst Gehörtes und Bekanntes wiederholen: der Schriftsteller, welcher seine Werke ironisiert und sie als reines Geschäft abtut; der in Geldgeschäften skrupellose Unternehmer legt Wert auf eine gut bürgerliche Ehemoral; die Dirne demonstriert echte Liebe und Anständigkeit plus Treue; die Kupplerin besitzt ein ehrliches Geschäftsgebaren; der moderne Mensch in der Gestalt des Nobelpreisträgers hat das Leben in allen Dimensionen versucht und sehnt nun den Tod als das absolute Ende herbei. Diese Produkte gehören schon längst zum Markt des Kunstgeschäfts, und die Verpackung in makaber-groteske Situationen täuscht nicht über den Ladenhüter hinweg. Dürrenmatt hat glänzende Kriminalromane geschrieben – was keine Abwertung des Künstlerischen bedeuten soll –, er ist der Verfasser ausgezeichnete Hörspiele, aber für große Komödien in dieser Vielzahl reicht ihm offenbar der Atem nicht aus.

«Sterben ist unmenschlich...»

Zu diesen mehr formalen Überlegungen gehört ein Wort über die Idee des Stückes. Nach Dürrenmatts Erklärungen – und wir haben keinen Grund, den ehrlichen Willen anzuzweifeln – soll ein ernsthaftes Problem behandelt werden: Tod und Auferstehung des Menschen. Oder anders formuliert: der Mensch, welcher nicht glauben kann. Glauben zuerst ganz allgemein als Vertrauen in den glaubwürdigen Mitmenschen. Und dies konsequent zu Ende gedacht als Möglichkeit, mit dem Weltganzen – von einer christlichen Sicht her mit dem offenbarenden Gott – in Beziehung zu treten, das heißt zur Wahrheit und damit zum vollen Menschsein zu gelangen.

Gelingt dem Meteor diese Aussage, auch wenn sie unter dem Mantel der Komödie gemacht wird, weil der heutige Mensch

nur noch durch Komödien angesprochen werden kann, wie der Autor meint? Dem Verfasser soll die Anregung zum Stück auf einer Bühne gekommen sein, als der ermordete Titelheld nach Fallen des Vorhanges wieder aufstand. Dieses Aufstehen als Auferstehen im Rampenlicht zu zeigen, mag einen Theaterschriftsteller reizen. Zum Gegenstand dieses Einfalles wurde das Lazaruswunder der Bibel in moderner Version gewählt. Ein gewagtes Unternehmen, dem das biblische Wunder fast notwendig zum Opfer fallen muß. Vom Theologischen her gesehen, entsteht eine nicht haltbare Verwischung von Aufstehen, Lazarus' Auferweckung und Christi Auferstehung, geht doch Schwitters Problematik des modernen Menschen dahin, daß er nicht an den Menschen und somit nicht an Gott und ein Weiterleben nach dem Tode glauben kann. Wunder, oder wie es in der Bibel heißt «Zeichen»; sind für den Christen Hinweise auf das angebrochene Gottesreich, das seine Erfüllung in der Ewigkeit Gottes findet. Konkret heißt das: in der erlösten Welt ist echte Liebe wieder möglich geworden, weil von Gott verheißen und geschenkt und im echt Gläubigen sichtbar. Sie findet ihre Erfüllung nach dem physischen Tode in Gott, der sie ermöglicht hat, weil er sie selber ist. Schwitters dauerndes Aufstehen aus dem Bett nach Art eines Deus ex machina macht von diesen Ideen nichts sichtbar und läßt im Beschauer auch nicht den Glauben aufkeimen, wer solches bewirke, halte für den Menschen Größeres bereit, nämlich die Erfüllung des tiefsten menschlichen Verlangens.

Das vom Theologischen her. Nicht in der Absicht, einem Bühnenautor den Stoff vorschreiben zu wollen, sondern weil Dürrenmatt in seinen zwanzig Punkten selber darauf besteht, Schwitter agiere im Rahmen des christlichen Abendlandes, Pfarrer und Heilsarmee verkörperten den Glauben auf rechte Weise, und die Tatsache des wiederlebenden Nobelpreisträgers sei ein ernstzunehmendes Wunder. Der Zuschauer fragt sich übrigens in der letzten Szene, wo der Autor offenbar der Versuchung erlag, die Heilsarmee in ihrer bühenwirksamen Uniform aufmarschieren zu lassen, weshalb er nicht Wesentlicheres auszusagen vermag. Sowohl der Auferstehungsglaube wie die Heilsarmee würden wahrheitsgetreuer dargestellt am Beispiel eines armen Teufels, dem von diesen «Handorgelbrüdern» geholfen wird.

Als Letztes muß der Theologe gerechterweise fragen: Konfrontiert der Autor nicht mit Recht den modernen Menschen, das «Ungeheuer», weil es Gott verloren hat, mit dem landläufigen, institutionalisierten, oft unglaubwürdig vertretenen Kirchenbild des sogenannten christlichen Abendlandes? Aus dieser Sicht stellt der Meteor jedem Christen eine ernsthafte Frage. Wer das Stück gesehen hat und sich nicht trotz aller Unzulänglichkeiten sein Gewissen erforscht, müßte sich den Vorwurf eines allzu selbstsicheren Christen gefallen lassen; eine Selbstsicherheit, die beigetragen hat, das Ungeheuer des heutigen Menschen zu schaffen. Schade, daß dieser Vorwurf an uns Christen in vielem entschärft wird und oft nicht mehr gesehen werden kann wegen der Mängel des Stückes. Dieser letzte Einwand wird vor allem dadurch bestätigt, daß junge Menschen, mit denen man über den Meteor spricht, das Stück kategorisch ablehnen, weil sie es nicht glaubhaft finden. Sie sehen die Fragwürdigkeit der heutigen Welt und möchten nicht endlos wiederholte Anklagen, sondern glaubwürdige Versuche einer Antwort. In diesem Sinne hinkt der Meteor unserer Zeit nach.

Alles in allem: ein nicht recht geglücktes Stück. Das ist um so bedauerlicher, als der Mensch heute mehr denn je für das gestellte Problem ein Interesse zeigt und man auch trotz aller Leichtfertigkeit und der nicht geglückten Provokation dieser Komödie den Eindruck bekommt, das Problem des Todes und der christlichen Auferstehung und ihrer Glaubwürdigkeit beschäftigte Dürrenmatt mehr, als er nach außen wahrhaben will.

W. Schnetzer (Zürich)

DER AMERIKANISCHE KATHOLIZISMUS — SOZIOLOGISCH GESEHEN

Wenn vom amerikanischen Katholizismus konkret die Rede ist, dann geht es um eine Gruppe von 45 640 619 Gläubigen, die in 17 637 Pfarreien oder 148 Erzdiözesen und Diözesen leben. Es geht um 58 632 Priester, 179 954 Schwestern und 12 271 Ordensbrüder. Wenn man alle Stufen des Unterrichts einbezieht, gibt es 10 701 373 Schüler oder Studenten an katholischen Bildungsstätten. Davon sind 304 Einrichtungen für höhere Studien.

Der Katholizismus der USA ist ein städtisches Phänomen. Die Hälfte der Katholiken lebt in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern. Weniger als 9% leben auf dem Lande. Es gibt keine einzige katholische Landwirtschaftsschule. In den sechs Staaten Neuenglands sind mehr als 55% der Bevölkerung katholisch; in den südlichen, südwestlichen und in den Gebirgsstaaten gibt es weite Gebiete, vielleicht etwa 100 Kreise, in denen überhaupt kein Priester wohnt.

Die eben genannten Zahlen sind fast das einzige, was sich heute über den amerikanischen Katholizismus mit Sicherheit aussagen läßt. Der amerikanische Katholizismus macht gegenwärtig eine rasche und wesentliche, aber auch sehr schmerzhaft umgestaltete durch. Die Psychologen würden wohl von einer Identitätskrise sprechen. Die im Jahre 1927 erschienene Ausgabe von André Siegfrieds berühmter Analyse «America comes of Age» bezeichnet den Protestantismus als die nationale Religion. Das Einleitungskapitel eines 1951 erschienenen Sammelwerkes «Protestant Thought in the Twentieth Century» ist überschrieben «Amerika am Ende des protestantischen Zeitalters». Will Herberg spricht in seinem Buch «Protestant-Catholic-Jew» von der Umwandlung der Vereinigten Staaten aus einem protestantischen in ein Land mit drei Religionen. Er behauptet, ein guter amerikanischer Bürger müsse heute eine Religion haben, obwohl es im allgemeinen nicht von Belang sei, welche er habe. Jedes religiöse Bekenntnis genüge als Fundament des moralistischen «American way of life».

Weil gegenwärtig in Amerika so viel im Fluß ist, kann jede Darstellung des heutigen amerikanischen Katholizismus nur ein Versuch sein. Selbst die am Anfang genannten Ziffern sind nur annähernd richtig. Die offizielle Volkszählung darf wegen unserer verfassungsmäßigen Trennung von Kirche und Staat nicht nach der Religionszugehörigkeit fragen; wir haben keine Kirchensteuer, um eine Statistik zu erstellen. Obwohl die Zahlen dem amtlichen Katholischen Handbuch entnommen sind, zählen sie nur jene Katholiken, die dem Pfarrgeistlichen bekannt und der Diözesankanzlei gemeldet sind. Als vor mehr als zehn Jahren eine nationale Untersuchung angestellt wurde¹, gaben 62% der amerikanischen Katholiken an, daß sie die Sonntagsmesse besuchen. Das würde neben diesen praktizierenden Katholiken eine beträchtliche Zahl, vielleicht etwa 10 Millionen ergeben, die man als Mitläuferkatholiken bezeichnen könnte. Diese Zahl wird auch durch die Ermittlungen der Militärseelsorge während des letzten Krieges bestätigt.

Die Amerikaner — ein religiöses Volk

1952 erklärte der Richter William O. Douglas im Namen der Mehrheit des Obersten Gerichtshofes im Falle *Zorach v. Clauson*: «Wir sind ein religiöses Volk, dessen Institutionen ein höchstes Wesen voraussetzen. Wir garantieren die Freiheit des Bekenntnisses. Wir schaffen Raum für eine breite Vielfalt gläubiger Überzeugungen, wie es die religiösen Bedürfnisse der Menschen als notwendig erscheinen lassen. Wir unterstützen eine Haltung der Regierung, die sich von jeder Parteinahme für eine Gruppe freihält und jede nach den Erfordernissen ihrer Glaubenslehre sich entfalten läßt.»

¹ Ergebnisse und Auswertung finden sich in: John L. Thomas, *Religion and the American People*, 1963.

Der genaue Sinn dieses richterlichen Spruchs war Gegenstand langer Auseinandersetzungen im anscheinend endlosen Bemühen, herauszufinden, was nach der amerikanischen Verfassung Gottes und was des Kaisers ist. Ich nahm einmal mit Vertretern verschiedener Bekenntnisse an einer tagelangen Diskussion teil. Wir versuchten, die praktische Bedeutung der genannten Aussage zu bestimmen, kamen aber zu keiner Übereinstimmung.

Wie aber auch immer, die Aussage von Richter Douglas ist ein Zeugnis für die Auffassung, daß Religion zwar ein Recht auf allgemeine Wertschätzung hat, aber keine Religion als Staatsreligion gelten kann und darf. Im amerikanischen Bewußtsein gibt es keine Verbindung zwischen der Religionszugehörigkeit und den staatsbürgerlichen Rechten. Wir sind nämlich der Ansicht, daß die politische Gemeinsamkeit, welche die Bürger, und die religiöse Gemeinsamkeit, welche die Mitglieder einer Kirche verbindet, ganz verschiedene Voraussetzungen und Ziele haben. Nach dem amerikanischen Gesetz werden organisierte religiöse Körperschaften wie freiwillige Vereine privater Bürger behandelt, obwohl ihre Einrichtungen durch Steuerbefreiungen begünstigt werden. Diese Befreiung erfolgt aufgrund der Überzeugung von ihrer öffentlichen Bedeutung. Kurz gesagt: Die Regierung betrachtet Religion als eine «gute Sache», aber als eine Angelegenheit, die sie nichts angeht, ausgenommen die Sicherung der religiösen Freiheit für alle Bürger.

Von dieser rechtlichen Betrachtungsweise her hat Religion in Amerika die Tendenz, eine höchst individualistische Angelegenheit zu sein. In der charakteristischen Form des amerikanischen Protestantismus, dem Kongregationalismus, ist jede örtliche Gemeinde, was Mitgliedschaft, Bekenntnis und Liturgie betrifft, autonom. Nach dieser Theologie ist die christliche Kirche die Gesamtsumme der Menschen, die sich Christen nennen und sich in örtlichen Gruppen zusammenfinden. Eine solche Haltung ist zweifellos mitbestimmt vom amerikanischen Temperament mit seiner Unabhängigkeit und seinem Selbstvertrauen.

Optimistische und diesseitige Haltung

Schließlich bemerken die Untersuchungen, daß Religion in Amerika im allgemeinen eine optimistische Note aufweist, unbeschwert von seelischem Leid, das aus theologischen Voraussetzungen oder geschichtlichen Unheilserfahrungen erwachsen wäre. Es war bezeichnend, als bei der zweiten Versammlung des Weltkirchenrates in Evanston 1954 zwei Sprecher den Delegierten Ausführungen zum Hauptthema «Christus, die Hoffnung der Welt» vortrugen. Prof. Edmund Schlink aus Heidelberg unterstrich die eschatologische Erwartung der Verheißungen Christi. Prof. Richard Calhoun von der Yale Universität erklärte, wie Christus das Leben in dieser Welt sinnvoll macht.

Als ich während der 4. Konzilsession in Rom von einem deutschen katholischen Theologen im privaten Gespräch hörte, das «Schema 13» sei im Grund ein unmögliches Unterfangen, da die Kirche der Welt nichts zu sagen habe und keinesfalls über die geeignete Sprache verfüge, da entdeckte ich, ehrlich gesagt, wenig Ähnlichkeit mit dem Glauben, den ich und meine Glaubensbrüder in Amerika von den bei uns wirkenden Nachfolgern der Apostel gelehrt worden waren.

Dieser Optimismus verbindet sich gern mit einem instrumentalen Verständnis der Religion, die als etwas Nützliches für die zwischenmenschlichen Beziehungen, für den sozialen Fortschritt oder den persönlichen Trost angesehen wird. So stellte die vorhin erwähnte Untersuchung die Frage: Was ist für die Kirche wichtiger — die Menschen zu einem Glauben erziehen, der ihnen ein glückliches Leben nach dem Tode verheißt,

oder die Menschen lehren, wie man täglich besser mit den anderen Menschen zusammenlebt? Nur 17 % der Befragten antworteten zugunsten des jenseitigen Glaubens; beinahe die Hälfte (49 %) antwortete im Sinne des praktischen Zusammenlebens; ein Drittel entschied sich für beides. Von den Antworten der Katholiken haben wir folgende Zahlen: Jenseitiger Glaube: 16 %; praktisches Zusammenleben: 44 %; beides: 39 %.

Aus den Stellungnahmen der Hierarchie geht hervor, daß sich die amerikanischen Katholiken in dieser Atmosphäre zuhause fühlen. Inwieweit diese rückhaltlose Zustimmung zum amerikanischen Lebensstil und zum politischen System ursprünglich Ausdruck eines betonten Superpatriotismus war und eine Überidentifizierung verriet, die aus der psychologischen Unsicherheit einer gesellschaftlich inferioren Gruppe kam, ist schwer zu sagen. Sicherlich wäre das aber heute nicht mehr am Platz, da den Katholiken beinahe überall der Aufstieg zu den besten gesellschaftlichen Positionen möglich ist.

Nie gab es in den USA einen Kulturkampf

Trotz langer Jahrzehnte der Diskriminierung haben die Katholiken die Vereinigten Staaten von Anfang an als ein Land der Chance in jeder Hinsicht betrachtet. Sie wurden zwar oft wegen ihres Glaubens benachteiligt und aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Sie mußten bei Stellenausschreibungen häufig lesen: «Katholiken brauchen sich nicht zu bewerben.» Sie wurden als kulturell unterlegen betrachtet und waren es auch. Aber sie erlebten niemals einen «Kulturkampf», eine spezifisch ideologische Verfolgung.

Die amerikanische Revolution ist nämlich kein Ausläufer der französischen, deren Hintergrund, Geist und Wirkung wesentlich andere waren. Die Verfasser der amerikanischen Verfassung waren nicht Liberale des 19. Jahrhunderts, die im Namen der religiösen Freiheit eine Politik der religiösen Unterdrückung durchführten und unter dem Schlagwort der Trennung von Kirche und Staat religiöse Orden vertrieben, kirchliches Eigentum beschlagnahmten und die kirchliche Liebestätigkeit untersagten.

Die Väter der amerikanischen Verfassung wollten keineswegs die Religion aus dem öffentlichen Leben aussondern, denn sie hatten in der Unabhängigkeitserklärung deren Rechtsansprüche damit begründet, daß «alle Menschen gleich erschaffen sind und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind». Hier ist der Grund dafür, daß der Fahneneid sagt, wir seien «eine Nation vor Gott», daß unser Geld seit jeher die Inschrift trägt: «Wir vertrauen auf Gott», daß die Sitzungen des Obersten Gerichtshofs mit dem Ruf eröffnet werden: «Gott erhalte die Vereinigten Staaten und diesen Gerichtshof», daß jede Sitzung des Kongresses und der Parlamente der einzelnen Staaten mit einem Gebet beginnt.

So viel als Hintergrund für einige kurze Erwägungen zur gegenwärtigen Situation und den Problemen des amerikanischen Katholizismus.

Die gegenwärtige Lage der Katholiken

Die Kirche in den USA wächst seit der Abdrosselung des Einwanderungsstromes durch die Bundesgesetzgebung in den frühen zwanziger Jahren zahlenmäßig nicht nennenswert im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Aber die Kirche wächst in ihrer Stellung und in ihrem Selbstvertrauen, in ihrer Selbstkritik und in ihrer Selbsteinschätzung. Obwohl die katholischen Familien im Norden größer sind als die ihrer nichtkatholischen Mitbürger, kommt der Geburtenzuwachs nirgends an den der Schwarzen oder der «armen Weißen» in den Appalachen und im Süden heran, die vorwiegend Protestanten sind. Die Zahl der Konversionen kennt man, nicht aber die Zahl derer, die

die Kirche verlassen. Man hofft, daß sich beide wenigstens die Waage halten.

Auf eine schwer berechenbare Weise ist die heutige Stellung der Kirche in den USA zwei Männern zu verdanken:

Papst Johannes XXIII. und Präsident John F. Kennedy.

Einen Bericht über den Besuch Papst Pauls VI. bei den Vereinten Nationen hat ein Autor im «Commonweal» so begonnen: «Als der Papst und der Präsident kurz vor dem Waldorf Astoria erschienen, jubelte die Menge dem Papst zu. Das ist ein Ergebnis des Pontifikates Johannes' XXIII.: der römische Papst ist nun die einzige Persönlichkeit, die es mit Lyndon Johnson aufnehmen kann.» Zur ersten (allerdings nur indirekten) Bundeshilfe für Pfarrschulen – ein Problem, das unlösbar schien und das Verhältnis von Kirche und Staat lange Zeit schwer belastete – bemerkte Francis P. Keppel, Kommissar für Erziehung, das Gesetz sei möglich geworden durch den Einfluß von vier Persönlichkeiten, darunter Papst Johannes XXIII. Die sichtbare Bereitschaft Johannes' XXIII., den guten Willen aller Menschen anzuerkennen, hat viel dazu beigetragen, traditionelle Befürchtungen über ein doppeltes Spiel und über Hinterabsichten der Katholiken zu überwinden. Sie widerlegte überzeugend die These von Louis Veuillot, die Katholiken würden bei jeder Gelegenheit auf Kosten anderer politische Vorteile zu erlangen suchen.

Vor fünf Jahren hat ein katholischer Verlag eine kleine Gruppe gebildeter und wohlwollender Nichtkatholiken eingeladen, ihre Eindrücke über den amerikanischen Katholizismus niederzuschreiben. Einer von ihnen, Professor Stringfellow Barr, erklärte: «Es ist eine klare Tatsache, daß die amerikanischen Nichtkatholiken vor der katholischen Kirche Angst haben und daß ihre Haltung in gewissen anderen Ländern sie nicht beruhigt hat. Angst ist eine schlechte Grundlage für gute Beziehungen. Sie bringt eine Art kalten Krieges hervor.» Dank der Tätigkeit von Papst Johannes hat dieser Krieg in weitem Umfang ein Ende gefunden. Die Hetze gegen die Kirche, die man einst den Antisemitismus der Intellektuellen nannte, findet nicht mehr dasselbe Echo wie früher. Niemand vermag anzunehmen, daß dieser Papst, dieser Mann von gleichsam handgreiflicher Ehrlichkeit, ein schlechter Mensch gewesen sei.

Der Einfluß Kennedys war entsprechend, aber andersartig. Er widerlegte die Auffassung, daß der Katholik das Produkt einer Wurstmaschine mit eintönigen Ideen sei und nur roboterhaft auf kirchliche Anweisungen reagieren könne. Hier stand nicht das Ergebnis eines konfessionellen kulturellen Gettos, sondern ein Träger des Pulitzer-Preises in der Geschichte, ein ehemaliger Student von Harvard, ein Millionär und Kriegsheld – und ein selbstbewußter katholischer Laie mit Charme, Witz, Mut und vor allem Unabhängigkeit. In dem schon erwähnten Sammelband über den amerikanischen Katholizismus hatte Robert McAfee Brown, Professor für Religion an der Stanford Universität und dann Beobachter des Weltbundes der reformierten und presbyterianischen Kirchen beim II. Vatikanischen Konzil, geschrieben: «Katholizismus ist eine Art monolithischer Struktur ... In seiner Reinkultur führt dieses Bild der Kirche dazu, daß die Hierarchie eine einformige Meinung über absolut alles hat und daß die Laien glauben und tun, was ihnen die Hierarchie gebietet. Jeder Katholik ist ein Teil dieser Struktur, gewöhnlich als Machtstruktur bezeichnet, und wird in keiner Weise von den Anweisungen abweichen.»

John F. Kennedys Amtsführung zeigte, daß er seine Aufgabe gewissenhaft erfüllte, nur verantwortlich, wenn ich so sagen darf, Gott im Beichtstuhl und dem Volk an den Wahlurnen. Als erster katholischer Präsident der Vereinigten Staaten überzeugte er seine Landsleute davon, daß der katholische Laie in der Erfüllung seiner zeitlichen Verantwortung sein eigener Herr und nicht einer vom Klerus festgelegten «Parteilinie» unterworfen ist.

Verschiedene Spannungsfelder

Aus diesen und vielen anderen Gründen hat der amerikanische Katholizismus in den letzten fünf Jahren ein neues Gesicht

gewonnen. Wie schnell sich diese Wandlung vollzogen hat, zeigt die Erinnerung eines Teilnehmers an dem amerikanischen Liturgischen Kongreß des Jahres 1959. Alle Sprecher erhielten vor Beginn des Kongresses ein vertrauliches Memorandum, das sie bat, die Frage der Muttersprache in der Liturgie nicht zu erwähnen; das würde einen Angriff auf die Bischöfe bedeuten. Vier Jahre später stimmten diese Bischöfe im Konzil fast einmütig für die Einführung der Muttersprache, ein Ereignis, das 1959 noch in weiter Ferne schien.

Veränderungen bedingen immer Spannungen, schon durch die Notwendigkeit, die mit dem Status quo verbundenen Trägheitskräfte zu überwinden. Heute gibt es im amerikanischen Katholizismus verschiedene Spannungsfelder. Sie alle sind gottlob Zeichen einer zukünftigen Blüte des mündigen Glaubens. Sie bedeuten mehr Anrufe als Gefährdungen; sie bergen kaum die Gefahr eines Massenabfalls, wohl aber Chancen, die verspielt werden könnten. Alle diese Problemkreise stehen untereinander im Zusammenhang.

Rassenfrage

Die Frage der Rassengerechtigkeit wird uns noch lange beschäftigen. Wir haben bereits die Hundertjahrfeier der Emanzipationserklärung begangen, jenes ersten Schrittes in dem langen und zögernden Prozeß, die Verheißungen des «amerikanischen Traumes» allen Bürgern zugänglich zu machen. 1954 erklärte der Oberste Gerichtshof die Rassentrennung in den öffentlichen Schulen für rechtswidrig und ordnete ihre Aufhebung «mit aller Beschleunigung» an. 1958 erklärte die amerikanische Hierarchie, der Kern der Rassenfrage sei ein ethischer und religiöser. Die Reaktion der amerikanischen Katholiken war jedoch unterschiedlich und zögernd; die Führung durch die Bischöfe zeigte ebenfalls alle Schattierungen. Die Aufhebung der Trennung in den katholischen Schulen der Südstaaten folgte im großen ganzen der Entwicklung an den öffentlichen Schulen, soweit sie durch gerichtliche Anordnungen erzwungen wurde.

In der Tat hat die katholische Kirche bis in die letzten Jahre den Neger als Objekt einer eher nebensächlichen Missionstätigkeit betrachtet. Da Baumwolle nur im Süden wächst, die Neger hauptsächlich zur Arbeit in den Baumwollplantagen gebraucht wurden und die Besitzer Protestanten waren, übernahmen die Neger in einer vereinfachten Form die Religion ihrer Herren. Da sie nicht katholisch waren, wurden sie nicht als eine die Kirche bedrängende Frage empfunden. In paternalistischem Geist wurden religiöse Kongregationen gegründet, die den Negern die katholische Botschaft bringen sollten, wie es andere in den fernen Missionsländern tun. Selbst heute gibt es noch eine jährliche Kirchensammlung für die «Neger- und Indianermissionen», um einen Teil der Ausgaben für das Apostolat bei den Farbigen und in den Schutzgebieten zu bestreiten, in denen unsere Regierung die Nachfahren der Ureinwohner der Vereinigten Staaten zusammengefaßt hat. Eine zweifellos großzügige Caritas war für dieses Apostolat charakteristisch. Es wurde kaum gesehen, daß es um eine Frage der Gerechtigkeit geht.

Man sagte oft, indem man sich über den Mißerfolg der religiösen Kräfte in dieser Sache lustig machte, die Zeit der ausgeprägtesten Rassentrennung in den Vereinigten Staaten sei der Sonntagmorgen, wenn sich die Christen zum Gottesdienst versammeln. Heute wäre eine solche Bemerkung unfair. Die Kirchen haben sich mehr und mehr der Revolution für die Rechte der Neger angeschlossen; Priester und Nonnen haben sich an Demonstrationen beteiligt und so die Gegenwart auch der katholischen Kirche sichtbar gemacht. Der erste Negerbischof wurde vor kurzem geweiht, was sicher ein Symbol für die 722000 schwarzen Katholiken ist, obwohl ich zweifle, ob irgend jemand aus meiner Familie je einen schwarzen Priester gesehen hat.

Es ist aber nicht dasselbe, gegen die Verweigerung des Wahlrechtes für Neger in Alabama zu protestieren, und in den Städten des Nordens, wo die Katholiken vorherrschen, die weit schwierigere Frage in Angriff zu nehmen, wie die Wohn- und Arbeitsbedingungen der Neger zu verbessern seien.

Bevölkerungsbewegung

Zwischen 1950 und 1960 hat die Bevölkerung in den Großstädten um mehr als 32 % zugenommen, das ist beinahe das Doppelte der Zuwachsrate der Gesamtbevölkerung; in Würdigung dieser Tatsache hat der Kongreß in seiner letzten Sitzungsperiode im Kabinett einen Posten für städtische Fragen geschaffen. Diese Bevölkerungsbewegung stellt der Kirche zusätzliche Probleme:

Schon dachte man, wir hätten das «Ziegelstein- und Mörtelstadium» unserer Entwicklung durchschritten, und jetzt müssen wir erneut mit der Bautätigkeit beginnen. Jeden Monat wächst die Bevölkerung Kaliforniens um 10 000 Menschen; Phoenix-Arizona ist heute größer als Pittsburg. In vielen Landstrichen müssen die Bischöfe auch weiterhin geschickte Immobilienhändler und Bauexperten sein.

Da die Neger und Puertoricaner durch Maschinen von ihren landwirtschaftlichen Arbeitsplätzen verdrängt werden und auf der Suche nach Beschäftigung in die Städte des Nordens ziehen, leisten die Grundstückeigentümer ihrer Ausbreitung in früheren Siedlungsgebieten der Weißen Widerstand oder flüchten in die Vorstädte, wobei sie das Stadtinnere als Morast der Armut, des Verbrechens und der sozialen Unordnung zurücklassen.

Diese Situation bedeutet eine ungeheure Aufgabe für die Kirche. In der Erzdiözese Chicago beispielsweise leben eine Million kirchlich nicht betreute Neger. Was kann man für diese Leute tun? Jene Priester und Ordensschwester, die damit begonnen haben, sich realistisch mit der Lage der Neger zu identifizieren, bringen ihre Bischöfe und Ordensoberen oft in Verlegenheit. Gehorsamsfragen sind schon entstanden und werden weiter entstehen, je mehr sich die institutionelle Kirche diesem Anruf stellt.

Priesterausbildung

Eine weitere unvermeidbare Frage betrifft die Ausbildung des Klerus. Die Jahre in der Isolierung eines Seminars – bezeichnenderweise befinden sich unsere Seminarien auf dem Lande – sind keine sehr geeignete Vorbereitung auf das Apostolat der Stadtzentren, vor allem dann, wenn der Kandidat in das Seminar mit einer fixierten Mittelklassenmentalität eintritt. In der Tat wird die Frage erwogen, ob der gegenwärtige Studiengang der Seminarien eine angemessene Vorbereitung für die Aufgaben einer zeitgemäßen Seelsorge darstellt. Die Seminaristen stellen viele Fragen, nicht zuletzt nach dem Wesen und den Grenzen des Gehorsams, ohne Zweifel eine Reaktion auf die Veränderungen, die vom Konzil ausgehen. In den letzten Jahren ist ein Absinken der Priesterberufe festzustellen und das zu einer Zeit, da viele großmütige junge Katholiken, die normalerweise Kandidaten für die Seminarien oder die Frauenorden wären, in das Friedenskorps und in Laienorganisationen für die Missionen eintreten.

Sozialer Aufstieg

Die Vereinigten Staaten rühmen sich, eine klassenlose Gesellschaft zu sein, nicht in dem Sinne, daß es keine ins Auge fallenden Unterschiede im Einkommen gäbe, wohl aber in dem Sinne, daß niemand – abgesehen von den Negern – das Bewußtsein haben muß, in eine soziale Gruppe hineingeboren zu sein, die für die eigene Zukunft bestimmend ist. Politisch sind die Vereinigten Staaten konservativ wie jede Gesellschaft, in der ein weitverbreiteter Wohlstand zu bewahren ist. Die amerikanischen Katholiken teilen im allgemeinen diese Mittelklassenhaltung. Einer unserer Erzbischöfe, Metropolit eines katholischen Gebietes, begann sein Grußwort an den Jahreskongreß der Gewerkschaften vor zehn Jahren folgendermaßen: «Ich gehöre hierher. Es gibt keinen einzigen Bischof oder

Erzbischof in dieser Gegend, von dem auch nur ein Elternteil das College besucht hat.»²

Die Aussage des Erzbischofs bedeutete mehr als eine Anerkennung der Verwurzelung der amerikanischen Hierarchie in der Arbeiterklasse. Unabsichtlich legte er den Finger auf die Dürftigkeit des kulturellen Erbes, eine Tatsache, deren Erklärung man für gewöhnlich im Einwanderungsstatus der amerikanischen Katholiken sucht. Prof. D. W. Brogan von Cambridge, Massachusetts, ein wohlwollender Kritiker, schrieb vor Jahren: «In keiner westlichen Nation ist das intellektuelle Ansehen des Katholizismus geringer als in dem Land, in dem er seinem Wohlstand, seiner Zahl und seiner organisatorischen Stärke nach so mächtig ist.»

Heute würde Prof. Brogan wohl nicht mehr mit dieser Absolutheit sprechen. Eine ernsthafte soziologische Untersuchung hat ergeben, daß im Jahre 1962 ein Fünftel der Doktoranden der zwölf führenden Universitäten praktizierende Katholiken waren, eine Zahl, die unserem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht. Es kann außerdem ehrlich behauptet werden, daß die Qualität katholischer Publikationen stetig steigt.

Anforderungen an Priester und Bischöfe

Aber hier entstehen wieder Probleme. Der heutige Katholizismus in den Vereinigten Staaten ist weder die «imperita multitudo» (ungebildete Menge) der Enzyklika «Immortale Dei» noch das «miserum vulgus» (elendes Volk) von «Rerum Novarum» Leos XIII. In nicht wenigen Pfarreien sind die Gläubigen gebildeter als der Priester auf der Kanzel. Diese Katholiken betrachten ihre Seelsorger nicht mehr als die allwissenden und allzuständigen Führer in allen Problemen. Sie treten den menschlichen Unzulänglichkeiten des Klerus und der Hierarchie kritischer gegenüber. Die Kirche war in der Vergangenheit die Kirche der Armen. Es besteht in Amerika keine Gefahr, daß die Kirche die Arbeiterklasse verlieren könnte. Wenn sie aber die Zeichen der Zeit nicht erkennt, könnte sie sich den gebildeten Laien entfremden.

Die gewaltigen Probleme und Chancen stellen an die kirchliche Führung für die nächste Zukunft große Anforderungen. Die Zeit ruft nach Fähigkeiten, die man bisher bei unserer Hierarchie nicht fand. Unsere Bischöfe waren nämlich weitgehend, wie es die Situation forderte, Organisatoren und Verwalter. Ihre Ausbildung erstreckte sich vornehmlich auf das Kirchenrecht, ihre Studien absolvierten sie meist in Rom. Man kümmerte sich, jedenfalls auf der nationalen Ebene, wenig um Planung. In der Tat schien zu einer Besinnung nie Zeit zu sein, da die unmittelbaren pastoralen Bedürfnisse der Gläubigen drängten. Es ging das boshafte Wort herum, die einzige charakteristische Richtlinie der Kirche in Amerika sei: «Im Zweifel bauen!» Diese Devise wird sich nicht länger halten können.

Den Erfordernissen der Zeit entspricht auch die Haltung nicht, die ein amerikanischer Erzbischof den Konzilsvätern mit den Worten darlegte: «Wie wir alle im Seminar gelernt haben ...» Die zukünftigen Bischöfe der Kirche in Amerika werden sehr viel mehr wissen müssen, als in einem Seminarstudium vor 50 Jahren enthalten war. Sie werden viele Aufgaben delegieren oder abgeben müssen, die bisher ihre Kanzleien wahrgenommen haben – die Verwaltung von Friedhöfen, die Bauaufsicht, die Leitung diözesaner Versicherungspläne – um Zeit zu gewinnen, alles, was das Dekret über das Hirtenamt der Bischöfe von ihnen verlangt, zu bedenken.

² Dieser Ausspruch darf nicht mißverstanden werden. Der Klerus mag sehr wohl aus der Arbeiterklasse kommen, aber die Arbeiterklasse, besonders ihr organisierter Teil, ist durchaus nicht revolutionär. Tatsächlich neigt sie mehr als andere dazu, aus wirtschaftlichen Gründen negerfeindlich und aus ethnischen Gründen antisemitisch zu sein.

Der spezifische Beitrag der amerikanischen Katholiken

Wie in jedem Land bedarf auch die Kirche der Vereinigten Staaten eines tiefen «aggiornamento». Die Kultur, in der dieser Teil des Gottesvolkes lebt, muß mit all ihren Verheißungen und Gefahren verstanden werden. Eine Theologie, die diese Atmosphäre in Rechnung stellt, muß erarbeitet, sie kann nicht einfach importiert werden. Die beständige Sorge muß sich darauf richten, daß der den Aposteln geschenkte Glaube nicht mit dem annehmbaren, aber unverbindlichen «American Way of Life» vermischt wird.

Die Treue der amerikanischen Katholiken zur Sonntagsmesse, zu den Sakramenten und dem Freitagsgebot ist bewundernswert. Andererseits zwingt das Urteil eines unserer führenden Soziologen, der gegenwärtig Professor in Harvard ist, zum Nachdenken. «Die Katholiken», schrieb Joseph H. Fichter SJ, «teilen den Antisemitismus des Nordostens, den Isolationismus des Mittleren Westens, die Vorurteile gegen die Mexikaner im Südwesten. Die Katholiken handelten wie Kalifornier, als die amerikanischen Japaner enteignet und in Lager geschickt wurden; wie Texaner, als die Auseinandersetzungen um das Ölgeschäft geführt wurden; wie Ciceronianer, als Negerfamilien in weiße Viertel von Illinois einzogen. Auf dieser Ebene beschäftigen wir uns mit den moralischen und sozialen Fragen, über die im amerikanischen Volk Verwirrung herrscht. Die Katholiken bezeugen den Stand ihrer Amerikanisierung, indem sie an der Verwirrung teilhaben.»

Wenn die amerikanischen Katholiken ihren spezifischen Beitrag zu der Gesellschaft leisten sollen, in die sie die göttliche Vorsehung hineingestellt hat, wird mehr erforderlich sein als moralische Ermahnungen und die Errichtung von Bauten. Der englische Professor der Wirtschaftsgeschichte R. H. Tawney sagt zum Spätmittelalter: «Die Kirche hörte auf, etwas zu gelten, da die Kirche aufhörte zu denken.» Die Veränderung der amerikanischen Institutionen dauernd in der Pastoral zu beachten, erweist sich als dringende Notwendigkeit.

Wenn ich mit einer etwas tendenziösen Bemerkung schließen darf, so möchte ich anfügen, daß der amerikanische Katholizismus sich der besonderen Talente, die ihm Gott gegeben hat, besser bewußt werden muß. Die Verehrung der amerikanischen Katholiken gegenüber dem Heiligen Stuhl ist so groß geworden, daß man sagte, die amerikanischen Katholiken griffen en masse nach ihren Taschentüchern, sobald der Heilige Vater niese. Die Kirche in den Vereinigten Staaten verstand bis 1908 der De Propaganda Fide, obwohl sich Haiti schon mehr als ein halbes Jahrhundert vorher der durch ein Konkordat bestätigten kirchlichen Selbständigkeit erfreute. Wenn ich die Zeichen der Zeit recht verstehe, sind die amerikanischen Katholiken mit der mageren Rolle unzufrieden, die ihre Bischöfe beim Konzil spielten. Sie sind bestürzt über den kolonialen Blickwinkel, unter dem ihre Kirche betrachtet wird. Man hätte annehmen sollen, daß das amerikanische Wirtschaftssystem, das immerhin eine sehr erträgliche Rechtsordnung für die Verteilung der Güter einer Industriegesellschaft zustandegebracht hat, auch zum «Schema 13» einiges hätte beitragen können. Die Erfahrung des ältesten kontinuierlichen Verfassungssystems der Welt hätte es vielleicht auch erlaubt, einige Einsichten in den Bereich von Religion und Politik zu vermitteln. Wie es scheint, hatte aber der amerikanische Katholizismus nur wenig zur Formulierung der Gedanken im «Schema 13» beizutragen.

Auch diese Tatsache müßte beachtet werden, wenn die Kirche in den Vereinigten Staaten auf die Zukunft schaut, in die sie der Heilige Geist ruft.

Edward Duff SJ

P. Edward Duff war jahrelang Mitarbeiter an einem amerikanischen Sozialinstitut und von 1957–1962 Chefredaktor der Zeitschrift «Social Order». Gegenwärtig doziert er politische Wissenschaften und Theologie an einem College in Worcester, Massachusetts.

Die Redaktion

ALEXANDER SOLSHENIZYN – SOWJETMENSCHEN, WIE SIE SIND (2)

Solshenizyn wird angriffiger

Die Novelle «Ein Tag des Ivan Denisovitsch» war in ihrer ganzen Art sehr objektiv geschrieben.* Polemik und Aggressivität wird man nur schwer darin finden. «Ein aufrichtiges, talentvolles Buch, weit entfernt von Sensation und berechnender Agiotage», nannte es A. Stavizkij. Eine solche Charakteristik trifft auf die weiteren Novellen «Matrjonas Hof» und «Zum Nutzen der Sache» nicht mehr ganz zu. Zwar blieb Solshenizyn seiner Eigenschaft treu, die Menschen ohne Schminke darzustellen. Doch zeigt seine Sprache in zunehmendem Maße Schärfe und Bitterkeit, ja sogar Verbitterung – Eigenschaften, die man ihm als ehemaligem Häftling bei der Beschreibung der Strafgefangenenlager wohl nachgesehen hätte, die aber ausgerechnet in der Erzählung «Ein Tag des Ivan Denisovitsch» fehlten und nicht zuletzt die Stärke dieses Werkes ausmachten. Was geht wohl in Alexander Solshenizyn vor? Ist seine «neue» Sprache die Folge seiner fortschreitenden schweren Krankheit? Oder entspricht die sowjetische Wirklichkeit nicht dem Bild, das ihm im Lager die Kraft zum Überleben gab? Jedenfalls entwickelte sich Solshenizyn von einem bloßen Exponenten der sogenannten «Lagerliteratur» zum Vertreter eines umfassenderen Genres der gegenwärtigen Sowjetliteratur, das man als «Anklageliteratur» bezeichnen kann. Der Autor blieb damit im Grunde genommen seiner Thematik treu, er hat nur den Rahmen erweitert.

«Matrjonas Hof»

Liest man diese erschütternde Novelle (publiziert in Nr. 1/1963 von «Novyj mir»), dann drängen sich unweigerlich Vergleiche mit Korolenko und Maxim Gorkij auf. Hat sich in fünfundvierzig Jahren kommunistischer Herrschaft auf dem Lande so wenig geändert? Die Schilderung des habsüchtigen Faddej und seines Clans mutet wahrhaft vorrevolutionär an. Und daneben die Gestalt Matrjonas, die beinahe hagiographische Züge aufweist:

«War nicht hinter Besitz her ... Hatte nicht geschuftet, um sich Sachen zu kaufen und sie dann zu pflegen, mehr als ihr Leben. War nicht auf Kleidung versessen – auf Kleidung, die selbst Krüppel und Bösewichte schmückt. Unverstanden, alleingelassen sogar von ihrem Mann, hatte sie sechs Kinder begraben, ihr hilfsbereites Wesen aber nicht eingebüßt; ihren Schwestern und Schwägerinnen fremd, eine lächerliche Person, die dumm genug war, für andere ohne Entgelt zu arbeiten, hatte sie sich am Ende ihres Lebens keinen Besitz erspart. Eine schmutzig-weiße Ziege, eine lahme Katze, Gummibäume ...

Wir alle haben neben ihr gelebt und nicht begriffen, daß sie jene Gerechte war, ohne die, wie das Sprichwort sagt, kein Dorf bestehen kann. Und keine Stadt.

Und nicht unser ganzes Land.»

Es braucht wenig Phantasie, um sich auszumalen, daß diese Art «positiver Held» parteitreuen Ohren wenig Freude bereitete. Und Solshenizyn blieb keineswegs bei dieser harten Anklage gegen die Zustände in der Landwirtschaft stehen.

«Zum Nutzen der Sache»

In dieser Erzählung («Novyj mir» Nr. 7/1963) steigerte sich Solshenizyn zu einem wutentbrannten Ausfall auf alle kleinen Stalins und Karrieremacher unter den Parteibonzen.

Wie alle seine Werke, so enthält auch diese Novelle deutlich autobiographische Züge. Einem physikalisch-mathematischen Institut fehlt es an Raum für die Unterbringung seiner Schüler. Als der angefangene Neubau nicht vorankommt, entschließen sich Lehrer und Schüler zu gemeinsamen freiwilligen Einsätzen und bauen sich «ihr Haus» selbst. Doch kaum ist es so weit, daß man das Heim beziehen kann, da beschlagnahmen es einige Parteibonzen für ihre eigenen ehrgeizigen Pläne, ohne

* Vergleiche den Beitrag der vorigen Nummer

jede Rücksicht auf die sachlichen Belange des Technikums und ohne sich darum zu kümmern, daß sich die Schüler um die Früchte ihrer Arbeit schmachlich betrogen fühlen müssen.

Der Verfasser nennt die Dinge ohne Scheu beim richtigen Namen. Ein Beispiel hierfür bietet die Beschreibung des Sekretärs des Gebietskomitees, Knorosov. «Wie früher in Moskau das Wort Stalins, so wurde jetzt noch in diesem Gebiet das Wort Knorosovs nie zurückgezogen und nie eine Entscheidung von ihm geändert. Stalin war längst nicht mehr da, aber Knorosov war da. Er war einer der prominenten Vertreter des ‚harten Leitungsstils‘ und sah darin ein großes Verdienst.» Daß Solshenizyn in seiner Erzählung deutlich zu verstehen gab, daß er an der Möglichkeit, diesen kleinen Stalins beizukommen, verzweifelt, trug ihm ebenfalls wenig Zuneigung seitens der Parteigrößen ein. Das Ende der Novelle bildet eine wütende, aber nichtsdestoweniger völlig hilflose Beschimpfung des Parteibonzen Chabalygin durch den Direktor des Technikums: «Wofür muß es sein?», wehrte sich Fjodor Michejevitsch. Sein Kopf zitterte. ‚Im Interesse der Sache? Ja? Ja? Na, warte nur!‘ Er ballte die Faust. Aber er konnte nicht weitersprechen, die Stimme versagte. Er drehte sich um, ging raschen Schrittes zur Straße und murmelte: ‚Na, warte nur, du Schwein! Na, warte nur, Schweinehund ...‘»

Unter diesen Umständen kam Solshenizyn natürlich trotz seines «Ivan Denisovitsch» für den Leninpreis nicht in Frage. Dafür wurde 1964 Oles Gontschar für seinen Roman *Tronka* ausgezeichnet. Dieses Werk des – bereits 1948 und 1949 mit einem Stalinpreis geehrten – ukrainischen Schriftstellers besaß zwar keineswegs die künstlerischen Qualitäten von Solshenizyns Erzählungen, aber statt dessen um so mehr den amtlichen Zukunftsoptimismus in Form von parteitreuen Kolchosmitgliedern, strahlenden Fliegerhelden und tüchtigen Kanal-Erbauern, die alle einer kommunistischen Zukunft entgegenliefen, begleitet vom Geläut der «Tronka», dem Glöcklein der Schafe. – Die alte Zeit läutet eine neue Zukunft ein; es fragt sich nur, was eher Bestand haben wird, Oles Gontschars Morgenrot oder A. Solshenizyns realistische Schau des Alltags.

Unter neuem Parteikurs

Nach Chruschtschovs Sturz zeichnete sich parallel zur ökonomischen Liberalisierung wieder eine zunehmende Knebelung auf dem geistigen Sektor ab, die im Februar 1966 im Prozeß gegen die Schriftsteller Alexej Sinjajevskij und Julij Daniel ihren vorläufig augenfälligsten Ausdruck fand. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß mit diesem Prozeß andere, bedeutendere Kunstschaffende ebenfalls anvisiert waren. Bereits im Dezember 1965 hatte der Komsomol-Sekretär Pavlov die Zeitschriften «Novyj mir» und «Junost» angegriffen, weil sie das Thema «Stalinzeit» nicht ruhen lassen wollten, und er hatte insbesondere «Novyj mir» wegen der Verbreitung eines Stromes von sogenannter «Lagerliteratur» gerügt. «Es ist unverzeihlich», meinte S.P. Pavlov, «daß wir die talentierten und ideologisch überzeugten Dichter so wenig propagieren, aber gleichzeitig unaufhörlich zwei oder drei Namen strapazieren, die schon zur Plage geworden sind.» Unter den nichtgenannten «zwei oder drei Namen» kann man unschwer Jevgenij Jevtuschenko sowie A. Solshenizyn und seinen Mäzen A. Tvardovskij vermuten. Pavlov gab seiner Beunruhigung darüber Ausdruck, «daß politisch amorphe Persönlichkeiten, die sich in eine Schale individueller Erlebnisse eingeschlossen haben, mit ihrer staatsbürgerlichen Passivität auftrumpfen».

Dabei war gerade Solshenizyn in den letzten Monaten kaum in Erscheinung getreten. Zwar hatte er sich durch einen Artikel in der «Literaturnaja gazeta» (Nr. 131/4. 11. 1965) in einen Streit mit dem Akademiemitglied Vinogradov über die russische Sprache eingelassen, aber er wich damit sicher nicht von der Parteilinie ab, da er sich ausgerechnet zum Verteidiger von so anerkannt kommunistischen Schriftstellern wie K.I. Tschukovskij und F. Gladkov machte. Von größerer Brisanz war demgegenüber sein Feuilleton «Sachar-Kalita» in «Novyj mir» Nr. 1/1966, in welchem er einen Besuch auf dem Schlachtfelde von Kulikovo beschrieb. Der Autor schildert zum Beispiel die von den Bauern der Umgebung ausgeplünderte Kirche auf dem Schlachtfeld, sowie den (unterbezahlten) Wächter, der sich säuberlich aufnotierte, wer was «ausgeliehen» hatte. Indem Solshenizyn jedoch eine Lanze für die Pflege historischer Stätten brach – die Schlacht

auf dem Felde von Kulikovo hat 1380 stattgefunden – nahm er nur an einer Kampagne zum Schutze alter Traditionen teil, die 1965 unter V. Solouchin auf Hochtouren lief.

Was mag Parteigrößen vom Schlage eines S. P. Pavlov so beunruhigen? Sind es die Werke, welche man von Solshenizyn noch erwarten kann, oder ist es einfach die Tatsache, daß dieser Exponent einer forcierten Entstalinisierung nicht mit der neuen Parteilinie harmonisiert? Die Reaktionen des Schriftstellers deuten darauf hin, daß er sich der Gefahren sehr wohl bewußt ist und sie vorerst klug meidet. Früher oder später aber wird Solshenizyn nochmals von sich reden machen. Sicher ist jedenfalls, daß sein Name schon heute nicht mehr aus der sowjetischen Literatur wegzudenken ist.

Rob. Hotz (Lyon)

Leben und Auftrag

REINHOLD SCHNEIDER: *Verpflichtung und Liebe*. Herausgegeben von Curt Winterhalter. Verlag Herder, Freiburg, Basel, Wien. 256 Seiten, Leinen DM 19,80.

Zwischen Leben und Auftrag besteht eine innere Beziehung, die zu erkennen uns allen nottut. Der Auftrag gibt dem Menschen die Möglichkeit, sein Leben zu gestalten und in ihm einen Sinn, einen echten Wert zu sehen. Leben ohne Auftrag ist wie ein Becher ohne Wein, ist wie Bewegung ohne Richtung, ist wie ein Bogen ohne Pfeil. Der Auftrag in Gestalt eines Berufes, den man nicht nur als Mittel zur Stillung materieller Bedürfnisse sieht und betreibt, sondern als Dienst am Nächsten im klaren Bewußtsein einer Verantwortung, der Verantwortung vor Gott und für den Mitmenschen, ein solcher Auftrag adelt den Menschen und führt sein Leben der Bestimmung entgegen, deren Erfüllung Gott ist.

Reinhold Schneider hat es verstanden, von Menschen Kunde zu geben, die einer wahren Sendung lebten. Er trug selber das Siegel einer besonderen Berufung, deren Geschichte er im Buche *«Verhüllter Tag»* nachzuzeichnen versucht hat. Ungeachtet schwerster äußerer Gefährdung – auch seelische Erschütterungen blieben ihm nicht erspart – hat Schneider seiner Sendung als Rufer und Mahner, als Aufrüttler der Gewissen, als Zeuge der Wahrheit und als Bekenner des christlichen Glaubens nachgelebt. Als Historiker von Rang betrachtete er die Geschichte unter theologischem Aspekt. Ein äußerst schwieriges Unterfangen, ohne Zweifel, und dennoch scheint mir, ist er der Aufgabe einer Deutung der Geschichte gerecht geworden. Er hat manche bislang unbekannte Zusammenhänge mit seherischem Blick erfaßt und dargestellt. Man lese da nur sein *«Inselreich»* oder das Buch über die Hohenzollern. Das Wirken der Gnade in der Nacht der Zeit war ihm eine Tatsache, und ihrem Anruf antworteten die Menschen, die nur so wahrhaft Geschichte machten. Edzard Schaper schrieb einmal: *«Solange Reinhold Schneider lebt, hat Deutschland ein Gewissen.»* Ein gewichtiger Satz fürwahr, von einem der führenden Dichter unserer Zeit ausgesprochen. Nun sind schon einige Jahre vergangen, seit Schneider 1958 abgerufen wurde. Aber die ernste Botschaft dieses Mannes, der während des Zweiten Weltkrieges und in den Jahren nachher mit seinen Sonetten und Schriften Trost und Mut spendete und der Verzweiflung den leuchtenden Schild des Glaubens entgegen hielt, hat keineswegs an Bedeutung eingebüßt. Vielleicht wird man ihn heute nicht mehr mit gleicher Intensität lesen. Nie aber wird man ihn zu einer akademischen Sache machen können. Denn keiner, der sich mit seinem Werk befaßt, kann sich seiner Forderung entziehen, der Forderung nach dem Metanoieite.

«Verpflichtung und Liebe» – unter dieses Motto stellt der Herausgeber einen Nachlaßband, dessen Beiträge von der Antike über das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein reichen. Es wird damit deutlich, wo die Ursprünge unseres Denkens sind. Das Begriffspaar *«Verpflichtung und Liebe»* entspricht ganz dem Geiste, der in Schneiders Leben und Werk waltet und

auch diese Arbeiten erfüllt. Was uns ein Augustin, um nur einen aus der Reihe der vom Dichter gewürdigten Denker zu nennen, an Wahren und Richtungsweisendem vermittelte, ist für uns Verpflichtung. Wenn wir aber bei andern, so etwa bei Hegel oder Schopenhauer, gewisse Einwände zu machen uns genötigt sehen, so lehrt uns Schneider, ihnen gegenüber Ehrfurcht zu haben und ihnen mit Achtung und Liebe zu begegnen. Das ist es nämlich, was den Dichter schon immer auszeichnete: die Gabe, jedem Menschen gerecht zu werden, denn er ging weniger darauf aus, sich über ihn ein *«Urteil»* zu bilden, als vielmehr ihn zu verstehen und das Positive an ihm zu erkennen. Auch Hegel, Nietzsche, Schopenhauer hatten ihre Sendung, erfüllten ihren Auftrag – verurteilen ist ja immer leicht, schwieriger ist die Frage nach dem Sinn von verhängnisvollen Lehren.

Kaum haben wir das Buch geöffnet, und schon nimmt es uns mit auf die Wanderung durch die Geschichte des europäischen Geistes, angefangen mit der unsterblichen Gestalt des Sokrates. Von ihm geht es weiter zu Augustinus; dann zu Ramon Lull, dem katalanischen Dichter und Mystiker; mit Dante vollendet sich das Mittelalter – wir gelangen zur Zeit des Umbruchs mit Erasmus. Wir begegnen Pascal, Calderon, Jak. Böhme, Tersteegen, Angelus Silesius, Hamann, dem Magus des Nordens und Gegner Kants. An einem Kreuzungspunkt europäischer Geschichte hören wir Shakespeares Stimme, dann Schillers Botschaft, Hegels Gotteslehre, Hölderlins Wort von den Göttern, Eichendorffs Lied von der heilen Welt, Droste-Hülshoff und Schopenhauers Doktrin von der Welt als Wille und Vorstellung. Den Schluß dieser Wanderung des Geistes bildet Schneiders Bekenntnis zu Portugal, dem Lande, in welchem sich Wesen und Schicksal Europas beispielhaft offenbart.

Sie alle, deren Leben, Schicksalsweg und Auftrag Schneider einführend nachspürt und dem Leser einprägsam vor Augen führt, hatten an Europas innerer Gestaltwerdung konstruktiven Anteil. An ihnen wurde das Wesen des Abendlandes sichtbar, das vielgestaltig ist und dessen Stimmen nicht so leicht auf eine Formel gebracht werden können. Schon mit Sokrates klingt das Thema auf, das im Laufe der Jahrhunderte immer wieder neu gestellt wurde – ich meine den Widerstreit zwischen Macht und Wahrheit. *«Mit Sokrates stand die Wahrheit selber vor Gericht: ein Mensch, der wahrhaftig war, der nichts anders wollte als die Wahrheit tun, und zwar aus Gehorsam gegen die Gottheit.»* Und weiter lesen wir im Essay *«Die Wahrheit vor Gericht»*: *«Vielleicht ist es zum erstenmal geschehen, daß die Wahrheit auf diese Weise, in solcher Reinheit vor Gericht stand; wir sind dem Evangelium schon sehr nahe ...»* – Es geht also bei Sokrates um den Wahrheitsvollzug eines einzelnen gegenüber der Gemeinschaft, die ihn haßt und töten wird. Sokrates gehorchte dem Ruf, der Stimme des Gottes, in dessen Macht er stand und dem er diente. *«Das untragbare Ärgernis war erschienen: Sokrates sagte den sich weise Dünkenden, daß sie nichts wußten, den Reichen, daß sie arm waren, den im Leben Gefangenen, wie fragwürdig das Leben ist, wie bedenkenswert sein Ende. Die Antwort war die Verurteilung zum Tode. Aber die Geschichte hat keine größere Szene als das Auftreten der Wahrheit vor dem Tribunal, und es geht wohl kein Mensch über die Erde, der nicht in einer bestimmten, einmaligen Stunde in diese Szene gerufen wird ...»*

Mit dem Christentum hat die sokratische Forderung nichts an Bedeutung eingebüßt, sagt Schneider. Im Gegenteil, sie ist noch akuter geworden. Haben die großen Denker und Dichter des Abendlandes, und wie haben sie ihr entsprochen? – Man lese Augustinus, man lese Dante, man lese Erasmus, Pascal und andere, über die Schneider nachgedacht hat, und man erkennt, wie tief das sokratische Bewußtsein in diesen Männern lebendig war und weiter wirkte über alle Strömungen der nachreformatorischen Zeit hinaus bis in die Neuzeit hinein, wo es das ewig fragende und damit beunruhigende Element geblieben ist. Doch was Sokrates nicht wissen konnte, weil ihm die übernatürliche Offenbarung nicht zuteil geworden war: diese von ihm vertretene *«Wahrheit»* hat ihren letzten Grund im Logos, der in Christus erschien, der Mensch wurde, damit wir durch ihn wieder zu Teilhabern des Reiches Gottes, das nicht von dieser Welt ist, werden können. Diese Heilstatsache steht leuchtend über allen Auf- und Untergängen der Völker und der sich ablösenden Kulturepochen, heißen sie nun Gotik oder Renaissance, Barock oder Aufklärung, Romantik oder industrielle Revolution. Immer gab es, zu allen Zeiten der europäischen Geschichte seit Christi Erdenwandel, Männer und Frauen, die auf dieses Faktum nicht nur hinwiesen, sondern ihr Leben und Tun auch darnach ausrichteten.

Schneiders Denken und Fühlen beweisen sich in diesem Buch aufs schönste. Vieles im Leben der von ihm dargestellten

Geistesgrößen ist darin neu, von Ursprungstiefen her gesehen. Das ihnen jeweils ureigene Anliegen kommt in seiner Darstellung deutlich zur Geltung. Das macht die Lektüre dieser Aufsätze und Essays so fesselnd. Der Dichter scheut sich nicht, auch interessante Einzelheiten aus dem Leben dieser Menschen aufzuführen, vor allem, wenn sie für ihr Leben und ihren Auftrag symbolhaften Charakter tragen. Immer hebt er an ihnen das Große hervor, das heißt ihre Sendung und den Widerstreit ihrer Sendung mit der Zeit und ihrer Umwelt, ihr Opfer und das Licht, das ihr Denken und Handeln verbreitete. Fern lag es Schneider, mit seinen Essays so etwas wie interessante Viten zu schreiben. Ein Leben hatte für ihn nur dann Gewicht, wenn es Träger einer Sendung, eines von oben stammenden Auftrags wurde, eines Auftrags, der es über sich hinaus hob («plus ultra» war seine eigene Devise) und dem die Tragik auf die Stirn geschrieben war – man lese nur seine Seiten über das Schicksal Jakob Böhmes – in dessen Scheitern sich aber ein tiefer Sinn offenbarte: dies Leben erfüllte die Forderung, die schon Sokrates an die Menschen stellte und die zu letzter Verantwortlichkeit aufrief. Verantwortlich vor wem denn? Vor der Wahrheit und vor dem höchsten Richter. Schiller jedenfalls, über den Schneider in einer Arbeit packende Sätze schrieb, wußte als dramatischer Dichter um diese Forderung – sein letztes Wort auf dem Sterbebett lautete «iudex» (Richter) ...

Alphons Hämmerle

Eingesandte Bücher

Böckle Franz: Gesetz und Gewissen. Grundfragen theologischer Ethik in ökumenischer Sicht. Reihe: Begegnung, Band 9. Verlag Räber, Luzern 1965. 96 S., kart. Fr. 6.80.

Bomans Godfried: Durch meine Brille, Verlag Herder, Wien 1964. 280 S., Leinen Fr. 16.80.

Boros Ladislaus: Erlöstes Dasein. Theologische Betrachtungen. Reihe: Neue Horizonte. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1965. 131 S., kart. DM 7.80.

Bouéssé H./Latour J.-J.: Problèmes actuels de christologie. Travaux du Symposium de l'Arbresle 1961. Collection «Textes et Etudes Théologiques», Desclée De Brouwer, Bruges 1965. 464 S., brosch. FB 300.—

Bouyer Louis: La spiritualité orthodoxe et la spiritualité protestante et anglicane. Histoire de la spiritualité chrétienne, Bd. 3. Editions Mouton, Paris 1965. 310 S., brosch.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion: 8002 Zürich, Scheideggstraße 45, Telefon (051) 27 26 10.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», 8002 Zürich, Scheideggstr. 45, Telefon (051) 27 26 10, Postcheckkonto 80-27842.

Abonnementpreis: SCHWEIZ: Jahresabonnement Fr. 15.—; Halbjahresabonnement Fr. 8.—; Gönnerabonnement Fr. 20.—; Einzahlungen auf Postcheckkonto 80-27842.

Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. — BELGIEN-LUXEMBURG: bFr. 190.—/100.—. Bestellungen durch die Administration Orientierung. — DEUTSCHLAND: DM 16.—/8.50, Gönnerabonnement DM 20.—. Bestellungen und Anzeigenannahme durch die Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, 8002 Zürich.

Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Konto Nr. 785, Psch. A. Ludwigshafen oder Nr. 17525 Mannheim, Orientierung. — DÄNEMARK: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — FRANKREICH: Fr. 18.—/10.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C.C.P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 20-76791. — ITALIEN-VATIKAN: Lire 2200.—/1200.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. — ÖSTERREICH: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.—/50.—. — USA: jährlich \$ 4.—.

Bovet Theodor: Probleme der Homophilie in medizinischer, theologischer und juristischer Sicht. Verlag Paul Haupt, Bern 1965. 155 S., Leinen Fr. 12.80.

Bretagne Guy de: Pastorale fondamentale. Editions Desclée de Brouwer, Bruges 1963. 496 S., brosch. FB 300.—

Bühler Walther: Das bewegliche Osterfest. Kalenderreform und Osterdatum als Problem des Rhythmus. Katzmann-Verlag, Tübingen 1965. 140 S., 10 Figuren, kart. DM 4.80.

Carrier Hervé/Pin Emile: Sociologie du Christianisme. Bibliographie Internationale. Presses de l'Université Grégorienne, Rom 1964. 314 S., brosch. Lire 4000.—

Claudel Paul: Der seidene Schuh. Herderbücherei, Band 199/200. Freiburg i. Br. 1965. 383 S., DM 4.95.

van Coillie Dries: J'ai subi le lavage de cerveau. Desclée de Brouwer, Bruges 1964. 325 S., FB 185.—

Concilium. Internationale Zeitschrift für Theologie. Benziger-Verlag, Einsiedeln und Zürich. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz. Einzelheft Fr. 5.—, Jahresabonnement Fr. 45.—. 1. Jahrgang 1965, 2. Jahrgang 1966.

Congar Yves: Die Tradition und die Traditionen. Band I. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1965, 292 S., Leinen DM 28.80.

Prof. Dr. Gion Darms

Das katholische Ja

81 Seiten, kart. Fr. 6.90

«Das katholische Ja zum Natürlich-Menschlichen» erscheint bereits in dritter erweiterter und überarbeiteter Auflage.

«Das kleine substantielle Bändchen könnte ein grundlegendes Schema des christlichen Humanismus genannt werden.»

Vaterland Luzern

«Für aktuelle Fragen unserer Zeit ... eine sehr wichtige Hilfe.»

Msr. Dr. Michael Schmaus, Univ.-Prof., München

CHRISTIANA-VERLAG

8050 Zürich

Tyrolia-Neuerscheinung

Hans Bernhard Meyer SJ

Lebendige Liturgie

Gedanken zur gottesdienstlichen Situation nach dem Beginn der Liturgiereform.

100 Seiten, glanzfoliekaschiert DM/Fr. 5.80. Tyrolia-Geschenktaschenbücher Nr. 35.

P. Meyer lehrt als Nachfolger Prof. Jungmanns an der Universität Innsbruck. In diesem Bändchen will er den von der Liturgiereform betroffenen Kern katholischen Glaubensgutes ans Licht heben.

Es geht ihm dabei vor allem um die geistige Grundlegung der Liturgiereform und den Aufweis der wichtigsten historischen, theologischen, psychologischen, aber auch soziologischen Motive.

Durch jede gute Buchhandlung

Tyrolia-Verlag Innsbruck - Wien - München

Seiler-Hotels Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin Victoria Mont Rose Schwarzsee

Mahlzeitaustausch
Vorteilhafte Pauschalpreise

Auskünfte und Prospekte
durch die Generaldirektion
der Seiler-Hotels
Telefon 028 7 71 04

Herrn Heilerle Paul
Furkastr. 70
4054 Basel